

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Jawohl, Papa,“ entgegnete Harro. „Sie hat ihr Dokorexamen zugleich mit Jost gemacht. Das ist eine nährliche Freundschaft. Sie duzen sich alle. Fräulein Storm, Jost, Belten — alles duzt sich und nennt sich mit Vornamen.“

„Um,“ machte der Alte, „und doch — tipptopp?“

„Aber ja,“ sagte Prinz Emil und mußte unwillkürlich lächeln. „Fräulein Storm gilt als Gast Vilians und wohnt im Schlosse. Tipptopp durchaus. Idealfste Beziehungen. Sie kennen nur den Weisfuß der Wissenschaft.“ Er suchte nach einem Scherz.

Plötzlich rückte der Herzog an seinem Stuhl. Beschwerlich wandte er den Kopf ein wenig im Nacken. Er hatte ein leise glucksendes Geräusch hinter sich vernommen und sah nur Bozenhardt, der stramm hinter dem Fahrstuhl stand, aber seiner Nahrung nicht mehr Herr werden konnte. Er schluckte unaufföhrlich, so daß der dicke Adamsapfel an seiner Kehle in ständiger Bewegung war; die Tränen liefen ihm über die blaue Nase.

„Großes Kamel,“ sagte der Herzog, „was jaulst du denn?“

Bozenhardt schluckte wieder und stammelte: „Ich tu' man bloß so, Euer Durchlaucht zu Gnaden...“

„Wisch dir die Nase,“ fuhr der Alte fort; „das ganze Halstuch betrippt dir ja.“

Gehorsam fuhr Bozenhardt in die Tasche, sein Sacktuch zu suchen. Aber er hatte es in der Eile vergessen. Da nahm er den Rücken der Hand.

Der Herzog lachte. Dieses kurzen fröhlichen Lachens erinnerten sich die, die zugegen waren, noch lange. Nun lachte der Alte nicht mehr. Er wurde plötzlich sehr ernst und stimmend und sprach leise vor sich hin, an keinen gewandt, wie zu sich selbst: „Der alte Büffel heult. Das gilt dir, Otto. Meiner Durchlaucht gilt's. Die Klageweiber beginnen...“

Er schwieg lange Zeit. Keiner sprach. Das Gesicht des Herzogs veränderte sich zusehends. Es wurde länger und friedevoll. Das Auge blieb offen; es zogen ganze Bilderreihen daran vorüber. Träume aus der Jugend nahmen Gestalt an, die geliebte Frau kam und küßte ihn, er trat an ihren Saug und legte einen Kranz von Teerosen auf das schwarze Holz. Er sah das Schlachtfeld vor sich und brennende Wachtfeuer, deren Funkenfleier im Dunkel der Nacht zerstoßen — die Berggründen des sizilischen Taurus unten in der asiatischen Türkei und die Morgensterne über den Schneehauptern. Das stieg klar vor ihm auf und verging wieder. Da stand er mitten im brausenden Leben der Uni-

versität, schon an der Schwelle des Greisenalters, aber noch voll Eifer, dem ewigen Geheimnis nachzuspüren, das seine siebende Seele bebrängte; da stand er wieder im Thronsaal, nahe dem kaiserlichen Herrn, und um ihn schimmerte das Gold der Uniformen. Er ritt über die Felder im Maien, die Lerche sang und der Roggen grünte, und am Wege standen die Kirschbäume in weiß blühender Pracht; er traf den Fürsten Jazil am Brunnen in Karlsbad und sah das holde Erröten seiner Tochter Elise beim Anblick des stattlichen Russen; er hob den Stock gegen Bozenhardt, er weihte ein Johanniterhospital ein, er schwang die Präsidentenglocke im Herrenhause... Es waren Gesichte, die kamen und gingen.

Auf einmal hob er den Kopf. „Das Testament“, sagte er. Es klang gurgelnd.

Emil sprang auf und gab ihm den kleinen Band des Neuen Testaments, der auf dem Tisch lag. Es war ein Bescheiden darin, ein Stück Silberkanovas, auf das mit roter Seide ein Kreuz gestickt war; ein Geschenk der jüngsten Enkelin an den Großvater. Der Herzog schlug mit zitternder Hand die Seite auf, die bezeichnet war; Emil nahm das Testament und begann mit fester, lauter Stimme die Bergpredigt zu lesen.

Ein leises Wehen ging durch die Natur; ein schwacher Wind hub an. Bunt gefleckte Blätter flatterten durch die Luft; ein leeres Vogelnest fiel von einem der großen Bäume vor der Veranda auf die Erde. Am Ende der Allee zeigte sich ein dunkler Punkt; es war der Gärtner, der den Weg harckte. Hinten über die Birken, deren feines Geäst sich schon lachl vom blauen Himmel abzeichnete, zog ein Krähen-schwarm.

„Ich bin nicht gelommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen,“ las Prinz Emil. Da stochte er. Er fühlte die bebende Hand seiner Gattin auf seinem Arm. Sie deutete auf den Herzog.

Der Kopf des Alten war vornüber geneigt, die Brust arbeitete schwer und röhelnd. Plötzlich entsank ihm der Krückstock und fiel zu Boden. Entsetzt war Harro aufgesprungen und winkte den Ärzten. Sie traten herzu und winkten gleichfalls. Es war kein Hoffen mehr.

Doch in einem hatten sie sich getäuscht. Nicht rasch kam der Tod. Langsam hatte der Alte den bitteren Kelch zu leeren. Ein tiefes Schweigen herrschte. Man hörte nur das Röheln des Sterbenden und hin und wieder ein Herbstrauschen in den Blättern. Emil und seine Gattin lagen in den Knien, auch Bozenhardt; Harro stand aufrecht, das ernste Gesicht wie von Eisen, bewegungslos. Nur einmal erhob er die Hand. Am Fuße der Verandatreppe hatten sich Leute versammelt; das Gefinde kam, den Herrn sterben zu sehen. Ein junges Weib, eine der Küchenmädchen, schluchzte so laut, daß Harro wie mahnend die Hand erhob. Kein Laut sollte den Todeskampf des Herzogs stören. Da fiel auch unten alles in die Knie.

Am Himmel zerrann das letzte Wolkentuch. Nun lag er in ungekränktem Glanze über der Welt und die Sonne umspannt ihn völlig mit ihren goldenen Keisen. Ein Blau schrie in der Ferne.

Das Begräbnis in Emskirch war vorüber, eine große Feier, von der man noch lange sprach. Vor dem Mausoleum, dessen grünes Eisendach mit dem goldenen Kreuz sich unter den Wipfeln der Schwarztaunen versteckte, drängten sich die Menschen — eine ungeheure Fülle, die sich von nah und fern eingefunden hatte, aus allen Gesellschaftsschichten, der Vertreter des Kaisers, ein Prinz aus dem regierenden Hause, und das kleine verhuselte Männchen, das in Dombach die Kühe auf die Weide trieb. Schulter an Schulter berührten sich die Gegensätze. Unter dem trüben Grau langschleppender Regenwolken schwirrte es bunt durcheinander: Offiziere aller Waffengattungen, Johanniter, Hofchargen, Professoren der Breslauer Universität, das gesamte Beamtenpersonal der Emskirchischen Güter, Leute in grüner Jägertracht, Bergknappen in schwarzer Kleidung, bäuerliches Volk, Tagelöhner, Damen der Hofgesellschaft und schlichte Arbeitsfrauen. Es hatte leise zu regnen begonnen. Schirme wurden aufgespannt, man warf die Mäntel über; ein dicker Gutsbesitzer versuchte im Schutze seines Hutes ein Streichhölzchen zu entzünden, um sich eine Zigarette anzubrennen; die schwarzen Schleier der Damen wehten im Winde; eine Kammerzofe kniete vor ihrer Herrin nieder und steckte ihr die Schleppe auf, die im Gedränge abgetreten worden war. Man sprach in gedämpftem Tone; das Stimmengeräusch schwirrte auf und nieder, als höre man es aus der Ferne; nur dann und wann erscholl ein lautes Wort, der Befehl an einen Diener, ein rascher Anruf bei unvermutetem Wiedererkennen, eine lebhaftere Begrüßung. Von der Dorfstraße herüber erklang das Geläut der Glöden.

Vor dem Parkeingang hielt eine endlose Wagentreihe. Gruppen vereinigten sich, man drückte sich die Hände und nahm raschen Abschied voneinander. Hier ging es lauter zu. Man rief nach den Kutschern; schimpfende Stimmen ertönten, die Pferde wieherten, es klafften die Hunde. Der Regen fiel stärker. Die offenen, zum Teil mit Krepp ausgeschlagenen Wagen wurden hastig geschlossen; die Damen rafften ihre Hüte zusammen; galonierte Diener eilten hin und her. Eine Deputation der Königs-kürassiere trat unter dem Kommando eines baumlangen Leutnants mitten auf der Straße zusammen.

Zost hielt Annemarie und Kola zurück.

„Wollt ihr nicht wenigstens einen halben Tag in Gotternegg bleiben?“ fragte er.

„Es geht nicht, Zost“, antwortete Kola, seinen Mantel fragen emporschlagend, „der verdammte Dienst...“

Annemarie lächelte und neigte den Kopf mit dem von Schleiern umwallten Trauerhut zu Zost hinüber. „Es ist nicht so schlimm“, flüsterte sie; „ich glaube, Kola möchte ein Zusammensein mit Lillian vermeiden. Er hat noch immer eine kleine Passion für sie. Er ist ein lieber Taugenichts. Aber ich erziehe ihn mir...“ Dann schaute sie sich suchend um. „Ist denn Velten nicht hier? Ich hätte ihm so gern die Hand gedrückt!...“

Er drängte sich seeben an einem Kreise jüngerer, vor einem sehr alten General salutierender Offiziere vorbei. Im Mausoleum hatte Velten nur flüchtig über die Schultern der vor ihm Stehenden hinweg das Gesicht Annemaries sehen können, von Tränen übersflutet und halb unter dem schwarzen Schleier verborgen, der tief über die Stirn fiel und auch über das Kinn gezogen war. Jetzt suchte er nach ihr; er verzweifelte fast daran, sie in dem Gewühl der hastig aufbrechenden Menschen noch zu finden, bis er plötzlich den grauen Kaspal mit dem Reiterstutz des in Uniform erschienenen Kola sah.

„Fürstin!“ rief er, — Durchlaucht... o wie freue ich mich,“ und er beugte sich über die ihm entgegengestreckte Hand und küßte sie.

„Mein lieber Velten — lieber Freund,“ entgegnete Annemarie herzlich, — da kann ich Sie doch wenigstens auf einen Augenblick sprechen...“ Es war wirklich nur ein flüchtiger Augenblick und es waren gleichgültige Worte, die sich die beiden Menschen unter dem unaufhörlichen Hin- und Herfluten der Menge sagten. Velten hielt seinen Regenschirm über Annemarie; sein Herz klopfte stark und sein Auge versuchte in ihren Zügen zu lesen. Ihr Gesicht war ein wenig blaß, die Lider waren noch von den Tränen gerötet,

aber der ganze Ausdruck zeugte von Harmonie und Zufriedenheit.

Fürst Kola drängte. „Duschinka,“ sagte er, „sei mir nicht böse — wir müssen uns beeilen, wenn wir den Zug erreichen wollen...“

Sie drückte rasch noch einmal Velten's Hand, neigte den Kopf ein wenig vor und flüsterte: „Ich bin so glücklich — so glücklich, lieber Freund...“

Das war das letzte frohe Wort, das er von ihren Lippen hörte.

Graf Harro hatte Lillian an ihre große und schwere Kutsche geleitet, von deren Verbededen lange Trauerflore herabfielen, die der Regen gegen das lacierte Leder schlug.

„Fährst du nach Dombach zurück, Bette?“ fragte die junge Frau.

„Ja, Cousine. Emil und Hanna haben das Bedürfnis allein zu sein. Uebrigens habe ich eine Bitte an dich. Kann ich mit dir über Gotternegg fahren? Ich habe nur einen offenen Wagen da, und der Regen scheint sich noch mehr einzuspinnen.“

„Aber gewiß — ich freue mich über die Begleitung,“ entgegnete Lillian, während Harro seinem Diener einen Befehl zurief, sodann der Fürstin in die Kutsche half und selbst ihr gegenüber Platz nahm.

Die Unterhaltung während der Fahrt war anfänglich ausschließlich dem Verstorbenen gewidmet, dem auch Lillian eine große Verehrung entgegengebracht hatte.

„Wir mußten uns erst nach und nach kennen lernen,“ sagte sie, „es ging mir mit ihm wie mit der ganzen Familie: ich mußte gewissermaßen schrittweise versuchen, an Terrain zu gewinnen. Und gerade bei dem Herzog war das nicht so leicht. Er kam mir mit offensichtlichem Mißtrauen entgegen; diese — Geldeheirat Volkos paßte ihm durchaus nicht. Aber es war weniger die Mesalliance der Geburt, die ihn störte, als der Gedanke an das plebejische Geld.“

„Ja, er war eine seltsame Natur,“ erwiderte Harro nachdenklich. „Und daß er auch menschlich klein sein konnte, hat uns die Größe seines Wesens nur noch näher gerückt. Er war selber ein sehr genauer Verwalter; aber er haßte im Grunde genommen den Geldmarkt — wie du ganz richtig sagst, als etwas Plebejisches — aus tief eingewurzelttem aristokratischem Bewußtsein, das er beständig bekämpfte und das doch herrschend in ihm war. Ich weiß, daß ich ihm einen großen Schmerz bereiten mußte, als ich den diplomatischen Verweis quitierte. Emil hat mir damals Mangel an Pietät vorgeworfen, und es fiel auch das Wort: „Hättest du nicht abwarten können!“ — Das habe ich jahrelang getan. Schließlich aber erschien mir dies Warten häßlich und unehelich und wie eine Spekulation auf den Tod des Vaters. Papa hatte bei seiner Kästigkeit den Neunzig nahe kommen können — und auch ich würde nicht jünger. Ich schleppte mich nur noch durch einen Verweis, der mir nicht befiel — und da sagte ich mir: auch du hast dein Leben — und tat den Schritt.“

„Und bereust ihn nicht?“

„Nein. Ich habe von Jugend auf kaufmännische Neigungen gehabt. Ein gewisses Handelstalent ging ja auch dem Vater nicht ab. Es mag im Blute liegen. Mein Urgroßvater hat für die halbe Kavallerie Friedrichs des Großen die Pferde geliefert — aber das darf man heut nicht mehr wissen. Ich fange faktisch jetzt erst an, mich meines Daseins zu freuen — und auch meiner Freiheit. Es ist Anstun, dem Geldverkehr den Matel krämmerischer Kleinlichkeit anhaften zu lassen. Im Gegenteil, es liegt ein großer Zug in der Beherrschung des Mammons, den man zum Sklaven und zum Hörigen macht, wo er sonst überall in der Welt der Triumphator ist. Versteh mich recht: allein der Ruf der Firma, der ich angehöre, schließt aus, daß ich je an häßlicher Agiotage Gefallen finden würde. Aber schon das geniale Spiel der Berechnung, die Abwägung der Wahrscheinlichkeit im Verhältnis zum Risiko, die Aufstellung der Möglichkeiten und die Prüfung der tatsächlichen Faktoren — alles das hat einen eminenten Reiz. Es ist — bei aller Klugen und kühlen Vorsicht — der Reiz kühner Wahlsichtigkeit. Es ist etwas Eigenes...“

Lillian hätte nicht selbst eine Kaufmannstochter sein müssen, um das nicht begreiflich zu finden. Sie fühlte auch eine verwandtschaftliche Hinneigung zu Harro, eine große Sympathie für diesen ruhigen, selbstbewußten, sich immer gleich bleibenden Mann, dessen ganzes Sichgeben ihrer eigenen Wesensart entsprach. Und doch verirrte es sie fast

Bestrebend, in diesem Sprossen einer altpreussischen Adelsfamilie einen so begeisterten Verteidiger des Handels zu finden. Sie sprach das auch aus — mit einer gewissen Diskretion, aber ohne Rückhalt.

„Es ist verständlich,“ antwortete Harro. „Sieh, Lillian, die Sache liegt einfach. Seit ich in London bin, habe ich nur einen echten Freund, den jungen Edward Madall. Ein eigentümlicher Mensch, eine vollendete Herrennatur — ohne jene landläufige Gutherzigkeit, die nur eine Schwäche ist, aber dabei opferwillig bis zum äußersten, ein Mann von unerschütterlicher Gerechtigkeit und fast verletzender Wahrheitsliebe — ein ganzer Gentleman. Nebenbei bemerkt, was bei seinem Reichtum und seiner Stellung vielleicht wunderbarlich berührt, ein einragierter Sozialist. Das ist mein Freund. Er sah, wie ich in meinem Berufe litt. Und da schlug er mir für meine Mußestunden eine unterhaltsame Abwechslung vor: ich sollte mich in die Kaufmannstarrere hineinarbeiten. . . Ich bin nun niemals ein Phariseer gewesen, ganz und gar nicht — aber den Amusements unserer jungen und alten Lebewelt war ich immer abhold. Da reizte mich denn die Abwechslung, von der Edward sprach. Und merkwürdig genug, Lillian, sie erfrischte mich auch. Die Zahl ist nicht trocken, sie ist lebendig. Die Zahl ist nicht tot, sie spricht eine beredte Sprache. Diese ganze, anscheinend so öde Materie in ihrer unendlichen Verästelung interessierte mich ungemein — und um so mehr, als ich in Edward einen glänzenden Lehrmeister fand. Er war es denn auch, der den Entschluß in mir, den Beruf zu wechseln, endgültig zur Reise brachte.“

(Fortsetzung folgt.)

Der große Pflüger.

Von Karl Ernst Knodt.

1. Der Herrgott sprach: Es ist genug!
Ich nehme selber nun den Pflug—
Und pflüge mir mit eigener Hand
Mein hart gewordenes Menschenland.
2. Gesagt! Getan! Ein einz'ger Tag
Und ein gut Teil der Erde lag
Schon als durchfurhtes Ackerland
Vor uns, von Seiner Allmacht Hand.
3. Im blutigen Abendchein
Wart Er als Saatkorn kurz hinein
Den Fürsten wie den Bauernmann;
Und keins die Körner zählen kann.
4. Jedweden, wie Er ihn gewollt;
Und mancher Gute, Besie rollt
Als Ernte für das Deutsche Land
In den zermahlten Bodenland.
5. Und Tränen rinnen Tag und Nacht,
Wie Regen, bis die Saat erwacht,
Und Liebe, heiß wie Sonnenbrand,
In das erweichte Ackerland.
6. O großer Pflüger, halte ein!
Es sei genug! So laß es sein
Und laß aus Blut und Schutt und Brand
Erstehn das neue Vaterland.

Nus: „Hausheute zum neuen Deutschland“ Feldpostausgabe 50 Pfg., Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig.

Aus der Geschichte des „Einfochens“.

Unsere Hausfrauen treffen in diesem Jahre besonders umfassende Vorbereitungen, um durch Einfochen von Früchten und Gemüsen einen möglichst großen Vorrat für die Speisekammer zu gewinnen; sie kehren damit zu dem alten Brauch ihrer Urgroßmütter zurück, für die das „Einnachen“ eines der wichtigsten Haushaltsgeschäfte bedeutete. Wenn der Sommer sich mit seinem Segen in Garten und Feld eingestellt hatte, dann begann in früheren Zeiten in Küche und Keller ein reges Treiben. Dieser „Einnache-Feldzug“ der Mütter, wie Jean Paul einmal dies wichtige Ereignis nennt, spielt in den Jugenderinnerungen der Männer, die vor 100 Jahren geboren wurden, noch eine große Rolle. „Eine kleine Revolution erschütterte dann das ganze Haus,“ erzählt z. B. Bogumil Goltz. „Auf dem Herde brannten gewaltige Feuer; Töpfe, Flaschen und Gläser, Behältnisse in den verschiedensten und phantastischsten Formen, standen bereit, und Jung und Alt schleppten die frische Ernte herbei, die nun zu dauerhafteren Vorräten verarbeitet werden sollte.“ Otto Bähr sülbt in seiner anschaulichen Kulturgeschichte einer deutschen Stadt ums Jahr 1825 dies Bild weiter aus: „Einnachte Gemüse oder Früchte — die feinen und feinen Säftefrüchte vielfach aufgenommen — konnte man nirgends in Läden kaufen. Die Hausfrau mußte sie selbst einmachen, und

das geschah auch in fast allen Haushaltungen. Freilich war die Kunst, in geschlossenen Blechbüchsen Nahrungsmittel aufzubewahren, noch ganz unbekannt. Weichtraut (Sauerkohl), Gurken, „Strünke“ (die geschnittenen Stengel von Sommer-Endivien) und „Schnippebohnen“ wurden mit Salz in großen Fässern eingemacht und fanden im Keller ihren Platz. Von Früchten wurden Kirichen, Heidelbeeren und Zwetschen in Gläsern und Flaschen eingekocht und in der Speisekammer aufbewahrt. Preiselbeeren galten für ein sehr luxuriöses Obst und kamen in bürgerlichen Haushalten nicht vor.“ Man sieht, daß das Einfochen vor 100 Jahren bereits ähnlich vor sich ging wie auch heute noch, nur daß damals sehr viel größere Vorräte angeammelt wurden, um dem Winter mit Ruhe entgegengehen zu können. Jene „Delikatesshandlungen“, wie sie als ein Zeichen der Zeit in den Gründerjahren überall auftauchten und die von manchen Kulturhistorikern als Maßstab des zunehmenden Luxus gekennzeichnet worden sind, gab es damals noch nicht. Wer etwas Gutes auf den Tisch haben wollte, mußte mit eigenen Händen dafür sorgen und zur rechten Zeit seine Vorkehrungen treffen. Besonders die Kinder kamen dabei auf ihre Rechnung. „Butterbröter“ zu Frühstück und Abendbrot waren noch nicht üblich; überhaupt kam man mit sehr wenig Butter aus. Die „Pflaumenmüsstulle“, die sich heute wieder ihr Recht erobert hat, war aber vielen eine schönere Erinnerung an die Herrlichkeiten der Kindheit, als es unserer Generation die dickbelegtesten Butterbrote sind, und in Raabes Romanen wird die alte „Müsstulle“ direkt zum Symbol der „verunkelten Gärten des Kinderparadieses“. Fontane trauert den „Syrupfemmeln“ seiner Jugend als einer verschwundenen Delikatesse nach, und unsere Jungen sind mit Marmelade und Syrup, die der Krieg wieder an die Stelle der Butter treten läßt, sehr zufrieden. Das Einfochen von Früchten und Gemüsen ist eine alte Kunst, die sich in der Literatur der Kochbücher weit zurückführen läßt und eine hohe Vollkommenheit erreicht hatte. Das maßgebende Werk für die vornehme Küche, nach dessen Rezepten die Speisen in den ersten Gesellschaftsküchen eingelegt wurden, ist der zuerst 1667 in Paris erschienene „Bartait Confiturier“ des Franzosen Lapaume oder, wie der vollständige Titel des Buches lautet: „Der vollkommene Einfocher, der über die beste Art unterrichtet, „alle Sorten von trockenen und flüssigen Speisen, Kompotten, Früchten, Salaten, Gemüsen und anderen Delikatessen schmackhaft und dauerhaft zu erhalten.“ Doch auch die deutschen Kochbücher blieben nicht zurück. Der „Kurmainzische Mundkoch“ führt 19 verschiedene Arten auf, um Pflaue, Amarellen, Birnen, Zitronen, Pomeranzen, Ingwer, Quitten und Birische einzulegen. Andere Kochbücher, wie das Nürnberger und Salzburger, ziehen noch mehr Früchte in den Bereich ihrer Kunstfertigkeit; so Weinbeeren, Pflaumen, Stachelbeeren, Hagebutten, Mirabeln, Kalmus, Wegwart usw. Der Konservierung von Nahrungsmitteln im großen Stil wandte man sich zuerst in den Offiziersküchen der englischen Marine zu, wo ja bei weiten Seereisen die lange Haltbarkeit besonders notwendig war. Hier wurde zuerst in luftleeren Büchsen auch anderes als Gemüse und Früchte eingelegt, so frisches Fleisch und Fische. Diese Neuerung erregte solches Aufsehen, daß Friedrich Wilhelm III. in Paris ein Diner veranstaltete, bei dem der Wertwürdigkeit wegen nur Speisen aus solchen Büchsen gereicht wurden. Es habe ja nicht schlecht geschmeckt, urteilte ein Teilnehmer, aber diese Surrogate ließen doch recht viel zu wünschen übrig. Der große Feinschmecker Baron Baerß erzählt in seiner 1851 erschienenen „Gastronomie“ von einem Gastmahl, das aus lauter Pulvern in Büchsen bestand. Man hatte die Auswahl aus hundert Suppen, indem man aus hundert verschiedenen Büchsen einige Messerspitzen Pulver in einen Teller mit heißem Wasser rührte. Auch für andere Speisen fanden Essenzen und stärkste Extrakte in Bereitschaft, die man in kaltem oder heißem Wasser verdünnte. Das Zeitalter der Nahrungsmittelchemie, das Julius von Liebig eröffnete und in seinen vielgelesenen „Chemischen Briefen“ sogleich vollständig machte, war angebrochen und damit eine neue wissenschaftliche Form des „Einfochens“.

Vermischtes.

* **Bienensütterung.** Von Gemeindegewegen sollte darauf gesehen werden, daß die Bienen angemessen versorgt werden. In jeder Weise haben denn auch in vielen Orten die dabeimgebliebenen Imker sich der Arbeit ihrer ins Feld gerückten Genossen angenommen. Von Staatswegen wird ein beachtliches Bemühen geru gefördert. So wird vor allem auch dafür gesorgt, daß den Bienenzüchtern eine angemessene Menge Zuder, und zwar steuerfrei, natürlich in vergälltem Zustande zur Verfügung steht, damit die Bienen nicht notleidern. Für ein Bienenstandvolk kommen dem Imker 5,25 Kilogramm vergällten Zuders (entsprechend 5 Kilogramm reinen Zuder) zu. Der Imker hat sich nur zu verpflichten, daß er den verabsolgteten Zuder ausschließlich an seine eigenen Bienen verfüttere. Beim Besuch, von der Steuer für Rohzuder befreit zu bleiben, muß die Menge des benötigten Zuders und die Zahl der Völker angegeben werden. Der Jahresbedarf ist tunlichst auf einmal zu beziehen und muß bis spätestens zum 1. August 1916 gedeckt sein.

* **Die Bedeutung des Mondes für die Neuern.** Die Notwendigkeit, angesichts der Einschränkung der Lebensmittel mit aller Kraft aus der deutschen Landwirtschaft herauszuholen, was sie bei sorgfamer Behandlung zu geben vermag, läßt jede An-

regung und jeden Rat in dieser Hinsicht willkommen erscheinen. Aber nicht nur die streng wissenschaftlichen Beobachtungen verdienen Berücksichtigung, es gibt auch Gelehrte, die auf Grund jahrhundert- oder zumeist jahrzehntelanger Erfahrung für den Landwirt im günstigen Sinne maßgebend sein können. Hierzu gehört die voraus- schauende Wetterbestimmung, die zwar von den absoluten Wissen- schaftlern nicht als exakt anerkannt, praktisch jedoch unbedingt er- wünschenswert ist. So beibringt E. Dimeilmann in der Deutschen Land- wirtschaftlichen Presse die Beziehungen zwischen Mond und We- nernte: Die Weuernte hat mit dem Mond genau so viel zu tun, wie der Mond mit dem Wetter. Jedermann weiß, daß die glück- liche Vergung gerade der Weuernte in hohem Maße von der Gunst des Wetters abhängig ist. Wenn nun der Mond den im Volke ge- glaubten Einfluß auf das Wetter ausübt, so ist seine Stellung auch für die Wahl der Erntezeit von Bedeutung. Den Einfluß des Mondes auf das Wetter aber hält Dimeilmann auf Grund der Wetter- und Ernteberichte der letzten 20 Jahre für unabweislich. Dem Neumond im Frühjahr kommt in Verbindung mit dem ihm folgenden Hochstand des Mondes die Bedeutung zu, daß jedesmal bei Wiederholung dieser Mondstellungen die frühlingmäßige Ent- wicklung einen erheblichen Schritt vorwärts macht. Der erste Neu- mond läßt nach der Frühling-Tag- und Nachtgleiche die Ent- wicklung des Pflanzenwachstums kräftig einleiten, und mit dem zweiten Neumond ist im Durchschnitt die frühlingmäßige Entwicklung voll- endet. Der ist die Zeit vom 21. Mai bis zum 20. Juni fallende dritte Neumond nach der Tag- und Nachtgleiche bringt die Gras- und Roggenblüte. Daß der Schnitt des Grasses am besten gleich nach Eintritt der Neumondwoche zur südlichen Daklinalen tiefer sinkende Mond in der Zeit vom ersten Viertel bis zum Vollmond meist eine ziemlich ununterbrochene Reihe schöner Tage bringt, emp- fiehlt es sich auch schon darum, diese Zeit zur Einbringung des Deeres auszunutzen, damit man vor der gewöhnlich hierauf nach- folgenden ungünstigen Witterungsperiode bewahrt werde. Denn mit dem Vollmond treten fast stets Gewitterbildungen mit Nieder- schlägen ein, die die Einfuhr schwer schädigen. Versäumt man dies und unternimmt den Grasschnitt erst, wenn der Hochstand des Mondes und der ihm jetzt folgende erste l o m m e r l i c h e Neumond na- hen, so begibt man sich in die Gefahr, die Weuernte durch eine sommerliche Regenperiode vernichtet zu sehen. In die s e m J a h r e fällt der dritte Frühjahrsneumond auf den 31. Mai, der ihm nach 22 Stunden folgende Hochstand des Mondes auf den 1. Juni, wes- halb anzunehmen ist, daß das Gras in der ersten Juniwoche in voller Blüte steht. Da diese Zeit aber anfangs reichliche Nieder- schläge erwarten läßt, wird es am besten sein, sich bis zum Beginn des ersten Viertels, das ein Nachlassen der Niederschläge mit sich bringen würde, zu gebulden. Dieses erste Viertel fällt heuer auf den 9. Juni. Da bereits am 15. Juni der Vollmond folgt, dürfte es aber ratsam sein, nicht ganz bis zum ersten Viertel zu warten, sondern vom 5. oder 6. Juni ab mit dem Grasschnitt zu beginnen.

Die Lebensmittelteuerung in England. In einem Berliner Blatte berichtet Professor Dr. Lehn den Stand der Lebensmittelteuerung in England. Der Verfasser stellt zuerst fest, daß das Schwoigen der englischen Presse über diese Fragen kein freiwilliges sei und nur die Annahme zulasse, daß Verrücktheit im englischen Volke vermieden und dem neutralen Ausland Sand in die Augen gestreut werden soll. Die Weizenpreise sind, wie festgestellt wird, trotz eines Rückganges in letzter Zeit höher als in Deutschland. Auch der Mehl- und Brotpreis bleibt über dem Satz in Deutschland. Die Fleischpreise sind ebenfalls ganz wesentlich und zwar um 70 bis 80 Prozent gestiegen. Milch ist schlecht und wesentlich teurer. Das Liter kostet in London 45 Pfennig. In Futtermitteln herrscht Knappheit und Teuerung. Der Preis der Kartoffeln ist ganz ungeheuer gestiegen. Diese Preissteigerungen haben auf die Lebensverhältnisse der arbeitenden Klassen stark ein- gewirkt. Das Einkommen ist nicht in dem Umfange gestiegen, wie sich die Lebenshaltung verteuert hat. Für die breiten Schichten ist daher die Kaufkraft des Geldes erheblich zurückgegangen. Diesen Verhältnissen steht die englische Regierung fast machtlos gegenüber. Ihr System, Diskussionen über die Teuerung zu unter- brechen und die Verbraucher allein auf den Weg der Selbsthilfe zu verweisen, wird sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten lassen.

Amerikanischer Humor. Georg, der vierjährige Enkel eines außerordentlich frommen und stets biblische Sätze im Munde führenden Großvaters, sitzt in das Zimmer mit dem Aufse: „Denke Dir, Großvater, Gott hat die geschehte Ruh unserer Nachbarin zu sich gerufen!“ — „Mein Fräulein,“ erklärt der Theaterdirektor bei der Probe der Darstellerin der Hauptrolle, „Sie können ganz unmöglich im zweiten Akt dieses ebenso kurze wie aussehmittene Kleid tragen!“ — „Aber, Herr Direktor,“ wehrt sich die Darstellerin beleidigt, „es ist das neueste Modell und hat 200 Dollar gekostet.“ „Das mag sein,“ entgegnet der Direktor, „aber wenn Ihr Gatte am Höhepunkt des zweiten Aktes sagt: „Frau, Du verbirgst etwas vor mir,“ kann kein Mensch im Publikum sich ausdenken, was er damit meint.“ — Erster Reporter: „Der Senator B. muß wahrhaftig als Riesekind auf die Welt ge- kommen sein.“ Zweiter Reporter: „Warum glaubst Du das?“ Erster Reporter: „Als ich ihn für mein Blatt ausfragte, erklärte er, er habe sein Leben als Schulmeister begonnen.“

Büchertisch.

— Karl Ernst Knodt. Eine literarische Charakterfluge von Richard Knies. Zweite überarbeitete Auflage. München 1910. Müller & Brühl, Verlagsbuchhandlung.

— Friedrich Niehsche, der Immoralist und Anti- christ. Von Dr. Julius Reiner. Preis geh. M. 1,—, gebunden M. 1,60. (Stuttgart, Franch'sche Verlagsbuchhandlung.) — Niehsche, bald hoch bewundert, bald tief verdammt, ist immer noch für gar zu viele so gut wie unbekannt. Wohl geht eine Reihe von ihm stammender bedeutamer Stich- und Kraftwörter — Uebermensch; Umwertung aller Werte; Menschliches, Allzumenschliches; Jen- seits von Gut und Böse u. a. — von Mund zu Mund, aber Wert und Bedeutung dieses modernsten Philosophen und seiner göhen- zerschmetternden Lehre ist verhältnismäßig wenigen vertraut. Vielen wird darum das soeben erschienene Buch von Dr. Julius Reiner, Franch'sche Verlagsbuchhandlung, Preis geh. M. 1,—, gebd. M. 1,60) willkommen sein, da hier von kundiger Hand der Leser schnell und sicher durch die schillernden, leicht irreführenden Pfade von Niehsches Gedankenswelt geleitet wird.

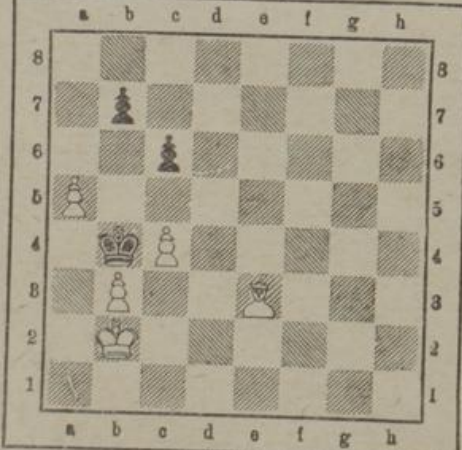
— Die Rechtsverhältnisse der Vermissten nebst der Bundesrats-Verordnung über die Todeserklärung Kriegs- verschollener. Vom 18. April 1916. Von Dr. jur. Walter Schmidt. Verlag von Franz Bahlen in Berlin W 9, Vintstraße 18. Preis 80 Pfennig.

— Der Kunstfreund. Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde. Ab. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. 3. Jahrgang. Heft 5. Aus dem Inhalt: Walthar Sturm, Kasserbildnisse; In drei Stunden Kunstkenner; Schattenerisse; Elise Grützel, Künstlerische Osterker; Rud. Deinemann, Das befreite Fenster; Walthar Schneider, Rheinberg-Sansjoui; Eberhard Buchner, Kriegs-Chroniken usw.

— Gustav Meyrink, Des deutschen Spießers Wunder- horn. Gesammelte Novellen. In drei Bänden. Geheftet 6 M., gebunden in Leinen 10 M., in Halbfranz 15 M. Albert Langen, München. Heute, wo man Gustav Meyrinks traumhaft phantasti- schen Roman „Der Golem“ gelesen hat, wird man sich nach einer Sammlung seiner früher erschienenen Novellen umschauen, um die Quelle dieser Phantasie in den ersten geistartigen Aus- brüchen kennen zu lernen. Diese Möglichkeit bietet die vom Ver- lag Albert Langen, München, Sammlung: „Des deutschen Spießers Wunderhorn“, die jeder Kenner Meyrinks mit besonderem Behagen genießen wird, da trotz des unerbittlichen Sarkasmus, mit dem der Verfasser in einigen Skizzen ihm unliebsame Erschei- nungen verfolgt, durch die Art, wie das geschieht, doch eigenartige und reizvolle Kunstwerke entstanden sind; zudem hat der Verlag der neuen dreibändigen Ausgabe ein ganz reizendes, apertes und anziehendes Gewand gegeben. Diese Gesamtausgabe von Gustav Meyrinks Novellen enthält außer unbekanntem Arbeiten die No- vellen der früher erschienenen Bücher „Wachsigurenkabinett“, „Orchideen“, „Der heiße Soldat“ und „Jörn Uhl und Bittgenlei“, die bei ihrem ersten Erscheinen vor einigen Jahren in aller Munde waren. Ihre Originalität ist heute nicht weniger ursprünglich und künstlerisch, und ebenso wenig haben diese Novellen die Kraft der Wirkung verloren, die ihnen dank der bewundernswerten, oft atem- bellemmenden Phantastie und der köstlich unterhaltamen Satire wohl nie verloren gehen wird. Der „deutsche Spießer“ soll sich diese inhaltsreiche und hübsche Gesamtausgabe kaufen, — die anderen werden es auch ohne Aufforderung tun.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in fünf Zügen Matt.
 Auflösung in nächster Nummer.
 Auflösung der Charade in voriger Nummer:
 Stahlrohr.